

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

Rachel Cusk: *Coventry – Essays* (Bibliothek Suhrkamp, Berlin 2022)

Rachel Cusk

Coventry

Bibliothek Suhrkamp

Wie zum Teufel sind wir in dieses Auto gelangt, das langsam auf einer englischen Küstenstrasse dahinrollt und immer wieder einmal überholt, nur um dem nächsten Schleicher aufzusitzen? Ein Gedankenspaziergang sei der Essay, heisst es bekanntlich; bei der englischen Autorin Rachel Cusk mutiert er zur Gedankenautofahrt. Schon im ersten Abschnitt beschreibt sie das Fahren in ländlicher Gegend und charakterisiert dabei im Grunde ihr eigenes Schreiben: „Die Strassen haben die Eigenart, abzuschweifen und nur selten auf direktem Weg irgendwo hinzuführen. Sie durchziehen die flachen Felder wie Adern. Was vor einem liegt, ist schwer erkennbar, und weil es kaum Erhöhungen gibt, kann man sich leicht verirren.“

Mit niemandem möchte man sich lieber verirren als mit Ms Cusk, denn keine legt raffinierter Fäden durchs Dickicht und greift sie auf, wenn wir sie längst nicht mehr erkennen können. Wie eine Situationistin entführt sie uns auf ihre *dérives*, kreiert Wiederholungen, Auslassungen, Schnörkel und Spiralen, Luftlöcher und Vergleiche, die uns leer schlucken lassen: „Es ist, als wäre ich von Geburt an in einem Steinblock eingeschlossen gewesen, und meinen Körper daraus zu befreien, war ebenso eine Notwendigkeit wie eine Pflicht.“ Dem eigenen Scheitern stellt sie scheinbar demütig den Erfolg einer Freundin entgegen, deren Familie „gross und so stabil wie ein Ozeandampfer“ ist. Nur blöd, dass wir gar nicht anders können, als an die Titanic zu denken...

Im Essay „Autofahren als Metapher“ (eine augenzwinkernde Hommage an Susan Sontag) geht es um vieles, was uns Heutige umtreibt: das Zusammenleben in der Masse, das Ellbögen, die Dialektik der Autonomie, das angestrengte Leben in der Aufmerksamkeitsökonomie. Cusk lullt uns ein mit Beobachtungen, Bekenntnissen und sehr vernünftigen Betrachtungen, nur um uns zum Schluss vor Schreck japsend am Strassenrand allein zu lassen.

Das Einrichten von Wohnungen, Unhöflichkeit und die Ablösung von „Löwen an Leinen“ (Teenager-Kindern) sind weitere Themen, denn der Alltag ist Rachel Cusks Element – das ist auch in ihren elf Romanen und drei Memoirs (über Trennung und Mutterschaft) nicht anders. Bei allem Schweifen und Driften ist aber die Essaysammlung „Coventry“ ein Meisterstück der Verdichtung. Warum Coventry? Jemanden nach Coventry zu schicken, bedeutet in England, mit einer nahestehenden Person nicht mehr zu reden. In Rachel Cusks Fall sind es ihre Eltern, die sie immer wieder einmal auf diese Weise für irgendein Fehlverhalten abstrafen. Die englische Stadt Coventry ist bekannt dafür, dass sie im Zweiten Weltkrieg schwer bombardiert wurde. Mit ein paar Federstrichen öffnet Cusk jahrzehntetiefe Abgründe, doch zum Glück ist sie im Abgrund zuhause. Und so fühlt sie sich auch im Schweigen sicher und geborgen: „Immerhin ist Coventry der Ort, an dem das Schlimmste bereits eingetreten ist.“ – Michael Pfister

James Joyce: Anna Livia Plurabelle

(Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1970)

James Joyce

Anna Livia
Plurabelle

Bibliothek Suhrkamp

Man könnte sich im Jahr 2022 ohne Umstände am nun 100-jährigen „Ulysses“ von James Joyce, diesem 1882 in Dublin aufgewachsenen und 1941 in Zürich erloschenen, extravaganten Leitstern der modernen Literatur, gütlich tun, in Harold Blooms Bewusstseinsstrom eintauchen und als assoziativer Geist durch die Hauptstadt der irischen Republik schweben. Man könnte aber auch mit Anna Livia Plurabelle in das kryptische Reich der sprachlichen Transformation abtauchen und versuchen, diesem semantisch wahrscheinlich dichtesten aller Texte auf die Schliche zu kommen, handelt es sich doch hierbei um das Schlusskapitel des ersten Buches von „Finnegans Wake“, welches – wahrscheinlich zu Recht – als das unübersetzbarste aller literarischen Werke gilt. Gemäss dem Autor primär gestützt auf die Bibel sowie Giambattista Vicos „Scienza nuova“, vereint „Finnegans Wake“ in sich so ziemlich alles, was der Mensch an philosophischer, mythologischer, religiöser oder historiographischer Kulturgeschichte aus dem Hut respektive dem Geist gezaubert hat; die Crux hierbei liegt in Joyce' Verarbeitung all dieser referentiellen Teile zu einem Textkörper, der ob so viel sprachlich implizierter Metaebenen förmlich jeden denkbaren Rahmen sprengt und das Lesen selbst zu einem Abenteuer der minutiösen Dechiffrierung macht, vom Makrokosmos zum Mikrokosmos hangelt man sich den Zeichen entlang. Zeichen, die phonetisch verstanden werden können; Zeichen, die einer Numerologie folgen; Zeichen, die sich anderer Grundlagentexte bedienen oder entlehnen; lautmalerische Verschiebungen, Syntax-Brüche, das Wechseln in nicht-englische Sprachen... die Aufnahme von „Finnegans Wake“ martert und befreit zugleich – und so auch im Kleinen der Auszug „Anna Livia Plurabelle“.

Der Konsens darüber, wer oder was Anna Livia Plurabelle ist, besteht durchaus darin, dass es sich bei ihr um die personifizierte Liffey, also den durch Dublin fließenden Fluss, handelt und sie in dieser Funktion sowohl ein gewichtiges Element der Schöpfung als auch durch die Bewegung des Fließens den Lauf der Zeit darstellt – sie ist also Ewigkeit und Vergänglichkeit zugleich, das All-Eine und dennoch stetig ein Nichts. Zugleich ist sie, etwas weltlicher nun, die Ehefrau von Humphrey Chimpden Earwicker (einem der Protagonisten des gesamten „Finnegans Wake“) und die Mutter von Shem, Shaun sowie Issy und in dieser Gestalt dann eben Mensch, wenn auch versehen mit metaphysischen Attributen, die sie in ihrer Form stets amorph, metamorph erscheinen lassen. Anna Livia fließt und geht und geht und fließt und sammelt an ihren Rändern Unrat, Geschichten, Menschenwerk; sie hört zwei alte Wäscherinnen über ihren Ehemann sprechen, dessen „Vergehen“ als Gerücht in der Stadt die Runde macht; sie sinniert über ihre Kinder, denkt also über Ursprünge nach, erinnert sich auch an Finn, einen identitätsstiftenden Helden der irisch-

CALLIGRAMME

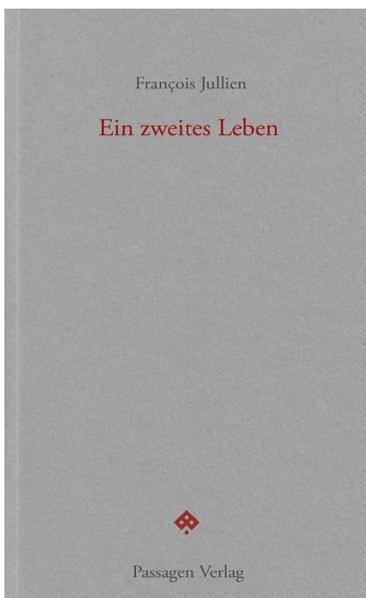
BUCHHANDLUNG

keltischen Mythologie (von dem auch sie selbst irgendwie abstammt) und akkumuliert während ihrer Vorwärtsbewegung Flussnamen (unter anderem die Limmat, die Sihl oder die Reuss) und Meeresströmungen, nur um sich am Ende selbst an den Gestaden der Irischen See im grossen Wasser aufzulösen, wieder von vorne zu beginnen, in einem neuen Kreislauf wieder aufzuerstehen. Anna Livia Plurabelle zu folgen, heisst, im Sein zu wandern, die Schöpfung oder deren Dekonstruktion zu erfahren und dabei trotzdem in der Sprache, der Geschichte, der Geographie verankert zu sein. Ein ausserordentliches Szenario, das sich zum Beispiel so abbildet:

„Shyr she’s nearly as badher as him herself! Who? Anna Livia? Ay, Anna Livia. Do you know she was calling bakvandets sals from all around, nyumba noo, chumba choo, to go in till him, her erring cheef, and tickle the pontiff aisy-oisy? She was? Gota pot! Yssel that the limmat? As El Negro winced when he wonced in La Plate.“

In der schön gebundenen, 1970 erschienenen Ausgabe der Bibliothek Suhrkamp finden sich neben dem englischen Original von Joyce kongeniale „Übersetzungen“ von Wolfgang Hildesheimer und Hans Wollschläger in die deutsche Sprache, eine Teilübersetzung ins Französische von Samuel Beckett sowie eine von C.K. Ogden in ein Basic English runden den ansonsten mit nicht wenigen Annotationen gefüllten Band ab. – Sandro Schäppi

François Jullien: Ein zweites Leben (Passagen Verlag, Wien 2020)



Dieses feine kleine Buch war in den letzten Wochen und Monaten der heimliche Star in der Philosophie-Abteilung von Calligramme. Vor allem ältere Herren (wie der Schreibende) scheinen daraus Inspiration, Gedankenshärfe und Genuss zu schöpfen, was nicht heisst, dass das Buch nicht einen viel weiteren LeserInnenkreis interessieren könnte. Ohne so simple Affichen explizit zu benennen, geht der französische Philosoph und Sinologe François Jullien (Jahrgang 1951) von einer Erfahrung aus, die man mit dem verknüpfen mag, was einst „Midlife-Crisis“ hiess und heute vielleicht eher eine Dreiviertellebenskrise geworden ist. Oder vielmehr von einer Frage, einem, wie er sagt, „frühmorgentlichen Gedanken“: „Wird es mir gelingen, mich von meinem früheren Leben – von meinem in seiner Welt festgefahrenen Leben – zu lösen, um einen neuen Tag zu beginnen?“

Mit dem legendären Videospiel „Second Life“ (2003) hat Julliens Gedankengang ebenso wenig zu schaffen wie mit christlichen Jenseitsvorstellungen oder esoterischen Heilsrezepten. Sein Konzept eines zweiten Lebens ist weder Ein- noch Ausbruch, niemand geht eben mal schnell Zigaretten holen oder eröffnet mit einer jungen Geliebten eine Tauchschiule auf Cozumel. Viel eher werden Strategien der Selbstsorge erprobt, in Seelenverwandtschaft mit Pierre Hadot und Michel Foucault. Für gängige „Weisheitsbanalitäten“ hat Jullien

CALLIGRAMME

BUCHHANDLUNG

wenig übrig: Wenn mit Weisheit Mässigung und „Sich-Fügen ins Unvermeidliche“ gemeint sind, dann ist sie in seinen Augen nichts weiter als ein „Schrumpfungszustand des Denkens“.

„Der Mensch wird frei geboren“, schrieb einst Rousseau, doch bei Jullien ist die Freiheit ein „sekundärer Erwerb“, ein Resultat – etwas, was sich erst mit der Zeit ergibt, „weil sich in dem Blick, den man aufs Leben richtet, allmählich etwas Verstand abgelagert hat...“. Interessant sind die Bilder und Topographien, mit denen Jullien das „zweite Leben“ charakterisiert: Da wird nicht umgewälzt und über den Haufen geworfen, sondern geklärt und freigelegt, es ereignen sich „unterirdische Verschiebungen“, „Häutungen“ und die „Rückfaltung auf sich selbst“. Zwar wirft der Gelehrte Blicke auf die griechische Philosophie, auf die chinesischen Traditionen, die er so gut kennt, oder auf Kierkegaard, dessen opus magnum „Gjengagelsen“ er nicht als „Wiederholung“, sondern als „Wiederaufnahme“ übersetzt wissen will. Doch das Buch kommt ohne einzige Fussnote und ohne protzigen Literaturapparat aus – es ist anspruchsvoll, weil dicht und konzentriert, aber es liest sich leicht und wunderbar klar.

Werden wir konkreter: Es geht nicht gezwungenermassen ums Alter, sondern ums Altern, will heissen, um das Phänomen, dass „der Geist seine Vitalität behauptet und sogar entfaltet, während die physische Kraft bereits schwächer wird“. Das Prospektive weicht dem Retrospektiven – vorwärtszukommen, besteht darin, immer wieder neu zu beginnen. Es ist Zeit, das Zweckdenken hinter sich zu lassen und Ideologien nicht zu kritisieren, sondern abzubauen. Erfahrung hängt, so lernen wir, eng mit Gefahr (übrigens auch mit Piraten) zusammen, und Probleme sind nicht in erster Linie dazu da, gelöst zu werden, weil nämlich „das, wogegen unser Begehren ankämpft, worüber es siegen will, auch die Bedingung unseres Begehrens ist“.

Ich entschuldige mich für die vielen Zitate; dabei wäre noch viel mehr zu zitieren. Was sind Zitate anderes als ein zweites Sagen, ein zweites Lesen dieses Buches, dessen Autor auch vom „Wiederlesen“ („Madame Bovary“) viel zu erzählen hat. Und weil es nicht genug ist, denkt man sich selber weitere Kapitel aus, über die zweite Reise, die zweite Ausbildung, den zweiten Beruf. Das Glanzstück des Bandes ist das Kapitel über die „zweite Liebe“ (die keinen Partnerwechsel voraussetzt). Die erste Liebe „schnaubt und schüttelt sich zunächst geradezu in ihrer Leichtigkeit“, die zweite hingegen hat „begriffen, dass sich hinter dem Feiern des Anderen einiges an Selbstrechtfertigung verborgen hat“. Sie ist keine „besänftigte, gedämpfte, gezähmte erste Liebe“, sondern ist „dazu bereit, bis zum Ende zu gehen, alles auf sich zu nehmen, alles zu riskieren (sie hat nichts mehr zu verlieren), um sich von all dieser Banalität und Fatalität zu lösen und sich aus solcherlei Fesseln zu befreien“. – Michael Pfister